Familienblätter.

Sonntags-Beilage der „Posener Zeitung“.

Nr. 3. Posen, den 21. Januar. 1883.

Der Theaterkandidat.

Novelle von T. Tschürnau.

Christian Weiße war eine Stadtberühmtheit. Der Volkswitz hatte ihm den Spitznamen „der Theaterkandidat“ beigelegt und damit, wie gewöhnlich, einen Treffer gethan, denn nie hat irgend ein Würdenträger seinen Titel mit größerer Berechtigung getragen, als der Kandidat den seinen. Nicht Wintersturm noch Sonnenhitze hielten den kleinen schmächtigen Mann von seinem abendlichen Gange in's Theater ab; punkt 7 Uhr schritt er, mit den kleinen Beinen weit ausgreifend, den unverhältnißmäßig langen Stock heftig schwingend über den Theaterplatz und war für die Anwohner eine lebendige Uhr, die nie fehlging. Uebrigens drückte der kleine Mann seine Sehnsucht nach dem geliebten Ziele stets nur durch die Beine aus, in seinem automatenhaft ruhigen Gesichte war von irgend welcher Erregung nie etwas zu lesen. Dieselbe wunderliche Ruhe bewahrte er auch während der Vorstellung, ob Stück und Schauspieler brillant oder miserabel waren, in seinen Mienen änderte das nichts, ob er irgend ein Zugstück zum ersten oder zum zwanzigsten Male sah, seine aufmerksame Ruhe blieb dieselbe. Um seine Nachbaren im Parterre kümmerte er sich ganz und gar nicht, nie sprach er sie an, und wandte sich Jemand mit einer Bemerkung an ihn, so blickte er den Sprecher zerstreut und verständnißlos an, ohne zu antworten. In Folge dessen bildete sich denn nach und nach bei der Stadtbevölkerung die Meinung aus, er habe, wie man so zu sagen pflegt, „einen Sparren zu viel“, und er avancirte demgemäß zum „verrückten Theaterkandidaten“. Außer zu seinem abendlichen Gange in's Theater verließ der kleine Mann seine Wohnung nur selten, was er trieb, wovon er lebte, wußte Niemand.

Die Sache hing einfach genug zusammen. Seit dreißig Jahren schon war Christian Weiß Kandidat und er hatte seine Hoffnung auf eine Pfarrstelle längst aufgegeben, denn einer unüberwindlichen Schüchternheit zu Folge, war er in seinen Probepredigten nie über die einleitenden Worte hinausgekommen. So hatte er denn nothgedrungen seinem Berufe Valet gesagt und aus dem jungen Kandidaten war allgemach ein alter und grauer geworden. Sein unbedeutendes Vermögen hatte er in einer Leibrente angelegt, die eben hinreichte, seine Theaterleidenschaft zu befriedigen, und ihn vor dem Verhungern zu schützen. Toilettenerneuerungen ließen sich von dem Einkommen des Kandidaten offenbar nicht ermöglichen, wenigstens hatte ihn nie Jemand anders gesehen als in einer sehr defekten, grauen Schirmmütze und einem grauen, bis zum Halse zugeknöpften Rocke, der an den Nähten und Ellenbogen in die allerwunderlichste Farbenmischung überging. Rechnet man zu diesem merkwürdigen Kostüme die kleine, etwas verschobene Figur des Kandidaten, das aschgraue Vogelgesicht mit der riesigen Nase, die merkwürdig langen Arme, so wird man zugeben müssen, daß seine Erscheinung eine eben so seltsame als komische war.

Das fanden denn auch die Kinder seines Stadtviertels, die nie versäumten, ihn bei seinem Theatergange unter Anrufung seines Spitznamens und Nachahmung seiner wunderlichen Geberden ein Stück weit zu geleiten.

Ob der Kandidat sich durch die Verfolgungen der unartigen Bande belästigt fühlte, war nicht zu erkennen, jedenfalls that er nie das Geringste zu ihrer Abwehr; er hob weder je den Stock, noch zeigte er auch nur eine unwillige Miene.

Unter seinen Peinigern zeichnete sich durch eine gewisse Raffinerie kindlicher Bosheit ein zerlumptes, sonnenverbranntes etwa sechsjähriges Mädchen aus. Sie war trotz Lumpen und Sonnenbrand eine kleine Schönheit mit leuchtenden Gluthaugen und wirrem schwarzem Haar, und sie besaß ein Nachahmungstalent, das oft wahre Lachsalven unter den Zuschauern hervorrief. Gravitätisch schritt sie hinter dem Alten her, einen imaginären Stock schwingend, mit genau derselben possirlichen Zurückwerfung des Kopfes, mit denselben weitausgreifenden Schwenkungen der kleinen Beinchen. Diese Art der Verfolgung genügte aber dem kleinen Unhold für die Länge nicht, sie wollte von dem Verspotteten gesehen werden, sie wollte ihn reizen. Sie ging also neben ihm auf dem Fahrwege, vermehrte und verbesserte ihre Grimassen noch, sah ihn herausfordernd an und warf ihm von Zeit zu Zeit höhnend seinen Spitznamen zu. Alles umsonst; der Theaterkandidat war aus seiner Ruhe nicht herauszubringen und es war sehr fraglich, ob er die kleine Spottdrossel an seiner Seite überhaupt bemerkte.

Einst trieb sie's besonders arg. Eine Schirmmütze, die sie irgendwo aufgetrieben, auf dem krausen, schwarzen Haar, die eine Schulter hoch emporgezogen, spielte sie dem Kandidaten sein unglückliches Selbst in der karrikirtesten Weise vor.

Da brauste eine Equipage um die nächste Ecke. Das Kind wollte zur Seite springen, fiel und wäre verloren gewesen, wenn nicht in demselben Augenblicke der Kandidat es zurückgerissen hätte. Bei dem Falle war das Mädchen heftig mit dem Kopfe aufgeschlagen, sie blutete und war bewußtlos.

Der Kandidat hielt die Kleine in den Armen, er schritt von der gaffenden Kinderschaar angestaunt, in den nächsten Hausflur und schloß die Thür hinter sich.

Wer den Blick liebevoller Angst gesehen hätte, mit dem er jetzt in das tief erblaßte Gesichtchen des Kindes schaute, der würde an seine automatenhafte Ruhe nicht mehr geglaubt haben. Er versuchte mit seinem Taschentuche das Blut zu stillen, das aus der Stirnwunde abfloß und athmete erleichtert auf, als das Mädchen nach wenigen Minuten die großen, dunklen Augen aufschlug. Sie erschrak sichtlich und sah ihren Retter mit schuldbewußten, trotzigen Blicken an, als ob sie eine harte Züchtigung erwarte. Es geschah nichts dergleichen, im Gegentheil, der Alte hob das Kind, welches aufzustehen versucht hatte, wieder zu sich empor und sagte sanft: „Du bist zu schwach zum Laufen, Kind, wo wohnst Du?“

Die Kleine machte ein verwundertes Gesicht, eine solche Milde war ihr offenbar in ihrer Praxis noch nicht vorgekommen.

„Wassergasse 6, im Keller“, murmelte sie, dann sank das Köpfchen wieder schwer auf die Schulter des Kandidaten.

Der Alte schritt, den Stock unter den linken Arm kneifend, mit seiner leichten Last durch die Straßen, unbekümmert um die erstaunten Gesichter der Leute.

Vor einem verwahrlosten Hause in einer engen, winklichen Gasse, stand er still und sah sich vergeblich nach der Thür zum Keller um.

„Im Hofe“, war die lakonische Antwort eines Gassenbuben auf seine Frage.

Der Kandidat stolperte durch einen stockfinsteren Hausflur in einen Hof, dessen Unsauberkeit und übler Geruch aller Beschreibung spotteten.

Hier war auch die gesuchte Kellerthür.

Er stieg vorsichtig die schlüpfrigen Stufen hinab, blieb aber auf der letzten unwillkürlich stehen, angewidert durch das Bild, das sich ihm hier darbot. An einem Tische im Hintergrunde saß ein Mann im Zustande äußerster Trunkenheit. Den Kopf an die Wand lehnend, starrte er mit blöden, ausdruckslosen Augen vor sich hin, und das Keifen des vor ihm stehenden Weibes, ja selbst die gelegentlichen Stöße und Püffe desselben, machten augenscheinlich wenig Eindruck auf ihn; ein gelegentliches dumpfes Grunzen war seine ganze Antwort.

Der Kandidat wäre am liebsten sofort umgekehrt, ein Gefühl grenzenlosen Ekels überwältigte ihn fast, aber ein Blick auf das kranke Kind hielt ihn zurück, das Köpfchen desselben lag noch immer in dumpfer Betäubung an seiner Schulter.

So trat er denn näher.

„Liebe Frau".

Die Furie wandte sich um.

„Nun, was soll das wieder?" grollte sie, als sie das Kind in den Armen des Kandidaten erblickte.

Die Kleine ist gefallen, sie hat sich den Kopf arg zerschlagen".

Das Weib ließ ihn nicht ausreden.

Sie riß das Mädchen aus seinen Armen und schüttelte die Halbohnmächtige heftig.

„Nun seh' mir Einer das gottvergessene Geschöpf", kreischte sie dabei, „ich will Dir lehren, ein anderes Mal Deine Sinne beisammen haben".

Sie stieß das Kind so heftig in eine Ecke, daß es mit einem lauten Schrei zusammenbrach.

Der Kandidat war blutroth geworden, seine angeborene Schüchternheit wich einer maßlosen Empörung.

„Frau, seid Ihr wahnsinnig", schrie er auf, „Ihr tödtet das Kind".

Er trat mit zorniger Geberde dicht vor die Wüthende.

Das große, starke Weib maß hohnlächelnd die schmächtige Figur des vor ihr Stehenden.

„Der verrückte Theaterkandidat will mir Vorschriften machen", schrie sie gellend, — dort ist die Thür, Männchen. Ich rathe Euch, geht freiwillig, sonst . . . ."

Das Schütteln ihrer grobknochigen Fäuste vollendete pantomimisch die Rede.

Der Kandidat wich zurück, er schien mit einem Entschlusse zu ringen, seine Gesichtszüge arbeiteten heftig.

„Frau", sagte er, fast heiser vor innerer Aufregung, „ich — ich möchte das Kind mit mir nehmen".

Die Megäre schlug erstaunt die Hände zusammen.

„Mitnehmen? Für immer? Ist das Ihr Ernst?"

„Mein vollkommener Ernst", wiederholte der Kandidat mit ernster Stimme. „Wollt Ihr mir Euer Kind überlassen?"

Das Weib lachte.

„Mit Freuden", sagte sie. „Mein Kind ist's auch gar nicht; ich habe einmal ein Weibsbild auf Schlafstelle gehabt, sie ist dann im Zuchthause gestorben, die hat mir das Mädchen zurückgelassen".

„Und warum übergabt Ihr das Kind nicht dem Waisenhause?"

„Wenn sie's nur genommen hätten. Aber da hab' ich damals die paar Lumpen der Verstorbenen und das bischen Geld, das sie im Zuchthause verdient hatte, als Entschädigung in Beschlag genommen in der Hoffnung, daß das Kind bald sterben würde, grün und elend genug sah's aus. Nun hab' ich's auf dem Halse."

Der Kandidat hob das Kind vom Boden auf.

„Ich werde die Papiere des Kindes morgen holen lassen und die nöthigen Schritte beim Vormundschaftsgerichte thun."

Er stieg hastig die Stufen empor, hinter ihm her schallte das höhnische Lachen des Weibes.

— — — — — — — — — — — — — —

Es war spät geworden. Durch die dunkelnden Straßen schritt der Kandidat schwerathmend seiner Wohnung zu. Seine Kräfte waren beinahe erschöpft und doch mochte er die Kleine nicht aus seinen Armen lassen, denn sie schluchzte heftig und klagte über den schmerzenden Kopf.

Jetzt war er angelangt.

Er mußte sich eine Weile an die Hausthür lehnen, ehe er im Stande war, die steile Treppe emporzusteigen, die zu dem ersten und einzigen Stockwerke des Häuschens führte.

Oben öffnete sich eine Thür, und der matte Schein eines Oellämpchens fiel über das Treppengeländer.

„Maria und Joseph", rief eine Frauenstimme. „Sind Sie krank, Herr Kandidat? Das Theater — aber was bringen Sie denn da?"

„Ein Kind! — Oeffnen Sie meine Thür".

Das Oellämpchen schwankte bedenklich.

„Allmächtiger! Ein Kind".

Dabei eilte die Trägerin des Lämpchens über den Treppenflur, und eine Thür im Hintergrunde wurde geöffnet. Der Kandidat trat rasch ein und legte das Kind auf sein ärmliches Bett.

„Nun helfen Sie, liebe Frau Winter", bat er, „die Kleine hat sich ein Loch in den Kopf geschlagen".

„Ach Du meine Güte!"

Das Lämpchen wurde auf den Tisch gesetzt, und das rundliche Gesicht einer alten Frau neigte sich über die Kranke.

„Hat wenig zu bedeuten", sagte sie nach kurzer Untersuchung, „ein wenig Arnika in die Wunde, dann ist sie morgen geschlossen".

Sie trippelte geschäftig hinaus und kehrte nach kurzer Weile mit einem Becken voll Wasser, einem Schwamme, einigen Leinwandstreifen und einer Flasche zurück.

Geschickt säuberte sie die Wunde, wobei sie nicht unterlassen konnte, auch über das waschbedürftige Gesichtchen mit dem reinigenden Schwamme zu fahren, dann stillte sie durch einen in Arnika getränkten Verband die weitere Blutung.

Die kleine Patientin benahm sich während dieser Operation höchst ungeberdig, sie schlug und stieß nach der freundlichen Pflegerin und versuchte, den Verband abzureißen.

Die alte Frau wußte das sehr energisch zu verhindern.

„Der Verband bleibt", entschied sie, „und wenn Du Dich nicht sofort vernünftig beträgst, werde ich die unartigen Hände festbinden".

Die Drohung imponirte dem kleinen Trotzkopfe, sie ließ es geschehen, daß die schmutzigen Hände gesäubert und unter die Decke gesteckt wurden; ein paar Mal noch warf sie das krause Köpfchen mit wilder Geberde von einer Seite zur anderen, dann machte sich die Erschöpfung geltend.

Sie schlief tief und ruhig.

Die Frau nahm das Lämpchen vom Tische und winkte dem Kandidaten, ihr zu folgen.

Die beiden alten Leuten traten in ein blitzsauberes Stübchen mit alterthümlichen Möbeln und blüthenweißen Vorhängen.

„Nun sagen Sie mir um aller Heiligen Willen, was das bedeuten soll, Herr Nachbar?"

Frau Winter stellte bei diesen Worten das Lämpchen so energisch auf den Tisch, daß die Flamme hoch emporloderte.

Der Kandidat erzählte, ließ aber schlauer Weise Alles aus, was seinem Schützlinge in den Augen der Nachbarin schaden konnte, die Kellerszene malte er so kraß als möglich.

Er erreichte seinen Zweck vollkommen.

Die alte Frau zerfloß in Mitgefühl und billigte Alles, was er gethan hatte.

„Was aber nun", fragte sie, als die Vernunft wieder die Oberhand gewonnen, „wie wollen Sie das Kind ernähren? Sie haben ja selbst kaum genug".

„Ich werde weniger oft in's Theater gehen".

„Das bringen Sie ja nicht fertig, und überdies, das genügt auch nicht".

„Ich werde Stunden geben".

„Es engagirt Sie ja Niemand".

Der Kandidat fügte sich seufzend diesem Argumente.

„Sie haben leider Recht", sagte er, „aber es wird sich etwas anderes finden. Ich schreibe für einen Rechtsanwalt, oder übernehme Korrekturen. Schon morgen suche ich mir Arbeit".

„Warum haben Sie das bisher nicht gethan?"

„Hm, es war mir unbequem, hinderte mich am Studiren — aber jetzt -- Sie sollen Wunder erleben".

„Gott geb's".

Der Kandidat lachte.

„Sie trauen mir nicht viel zu".

„Hab' keine Ursache," sagte die Frau trocken.

Der Kandidat reichte ihr gutmüthig die Hand zum Abschiede, er war dergleichen derbe Wahrheiten von seiner alten Freundin gewohnt und trug sie ihr nicht nach.

Vor der Thür seines Zimmers zog er die Stiefeln aus, um das schlafende Kind nicht zu stören.

Auf den Socken schlich er hinein, legte sich auf das wurmstichige Sopha und deckte sich mit seinem durchlöcherten Schlafrocke zu.

Zuweilen hob er den Kopf und horchte mit innigem Behagen auf die tiefen Athemzüge des Kindes.

Dort schlief ein Wesen, das ihm hinfort angehörte, für das er zu sorgen hatte, es lag für den einsamen Mann eine Welt von Glück in diesem Gedanken.

— — — — — — — — — — — — —

Der Kandidat war seit der Aufnahme des Kindes ein Anderer geworden. Sonst theilnahmlos gegen Alles, was nicht das Theater oder seine Studien betraf, zeigte er jetzt eine Energie und Rührigkeit, die ihm seltsam genug anstand.

Nicht durch die dringendsten Einreden der guten Frau Winter war er am nächsten Morgen abzuhalten, die nöthigen Einkäufe für des Kindes Garderobe selbst zu besorgen, und sein Gesicht strahlte vor Freude, als die Nachbarin die Sachen praktisch und nicht zu theuer fand. Die rührige Frau hatte inzwischen das Mädchen einer gründlichen Waschung unterzogen und ihr die wirren, verfilzten Haare dicht unter dem Ohre abgeschnitten.

„Was sagen Sie nun zu dem hübschen Töchterchen", rief sie vergnügt, als sie nach beendeter Toilette das wirklich reizende Geschöpfchen vor ihn hinstellte.

Das runzelige Gesicht des Alten strahlte vor Bewunderung; er hob das Kind zu sich empor und küßte es herzlich.

„Wie heißest Du, mein Herzchen?" fragte er.

Die Kleine wandte sich trotzig von ihm ab.

„Toni", sagte sie, „aber lassen Sie mich herunter, ich mag nicht geküßt sein. Sie sind so häßlich".

Der alte Mann ließ sie sofort herab.

Frau Winter war empört.

„Solch' eine undankbare Kreatur", schalt sie. „Schämst Du Dich nicht? Der Herr Kandidat hat Dich von der Straße aufgelesen, er will für Dich sorgen, Dich erziehen, — ein nettes Stück Arbeit wird das werden — und so vergiltst Du's ihm? Sofort bittest Du um Verzeihung!"

Sie schüttelte die trotzig Dastehende unsanft am Arme.

Der Kandidat machte hastig das Kind von ihrem Griffe frei.

„Nicht doch, Frau Nachbarin", sagte er ärgerlich. „Was wollen Sie von dem Kinde, sie spricht nur die Wahrheit. Ich bin ganz abscheulich häßlich, das ist Thatsache. Vielleicht gewöhnt sie sich mit der Zeit daran und lernt mich lieben. Wir müssen es abwarten".

Frau Winter ging kopfschüttelnd hinaus.

„Nette Kindererziehung", murmelte sie und schlug die Thür hinter sich zu.

Das Kind war und blieb der Zankapfel zwischen den beiden alten Leuten, die zwanzig Jahre lang die friedlichste Nachbarschaft unterhalten hatten.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Inventarisirter.

Aus: Friedrich Schlögl's: „Das kuriose Buch".

. . . „Warum lachen Sie?" frug auch er mich und rollte dabei zornfunkelnd seine Augen. „Ich lachte ja nicht", entgegnete ich, „ich — lächelte nur!" „Und weshalb? Was giebt es da zu lachen oder zu lächeln, wenn man in allen Dingen Ordnung hält? Ist Ordnung lächerlich?" Ich gab auf diese barocke Frage keine Antwort und versuchte, das Gespräch in andere Bahnen zu lenken. Leider mußte ich kurz darauf sogar helllaut lachen. Nun war der Teufel los . . . Was schleppte der Mann alles mit sich! Und täglich! Und immer! „Warum lachen Sie? Da giebt es gar nichts zu lachen! Das sind diverse Kleinigkeiten, die man heute oder morgen brauchen kann, die einer aber dann just um schweres Geld nicht aufzutreiben weiß — ich trage sie bei mir, ich bin für alle Fälle gerüstet!"

Doch nicht das Bunterlei der Requisiten, die dieser erfindungreiche Kopf sich ausgeklügelt, um in keiner Lage des Lebens, und sei sie die peinlichste, nur einen Augenblick ohne das nöthige Hilfsmittel zu sein, umgab ihn mit der gewissen Glorie der unabsichtlichen, aber desto wirksameren Komik; die Erscheinung wurde erst drastisch, wenn man Gelegenheit hatte, sein „Verpackungstalent" zu bewundern, das heißt: sein System in Anbringung der erwähnten zahllosen Säcke und Taschen an seinen Kleidungsstücken, die minutiöse Organisation in der Füllung derselben und den musterhaft angewendeten Plan zur raschen Auffindung jedes wünschenswerthen Stückes. Namentlich letztere Aufgabe schien ihm die schwierigste und erfüllte ihn darum die glückliche Lösung der verwickelten Frage mit wirklichem Stolze. Und es giebt Leute, die bei seiner treuherzigen Darstellung, der schmucklosen Explikation dieser seiner ureigenen Erfindung sich den Bauch vor Lachen halten mußten. Wie gemüthlos!

Und waren es denn gar so viele Säcke und Taschen, die er uns zeigte? Nicht der Rede werth, meinte er. An den Außenseiten der Joppe hatte er ohnehin nur rechts und links je drei solcher Depositorien, welche Anordnung auch innen beobachtet wurde, während rückwärts an den Schößen nur zwei schmale Schlitze zu finden waren. Macht zusammen vierzehn theils mit Knöpfen, theils mit „Hafteln" versehene, von dauer, haftestem Zeug gearbeitete, rechtmäßig zu nennende „Vorrathskammern". Noch weniger reich dotirt war die bis an den Hals geschlossene Weste, indem auf ihrem ganzen Brustflächeninhalte nur für fünf Täschchen (rechts drei und links zwei) Platz geschaffen werden konnte, während die „Unaussprechliche" sich nur mit den zwei üblichen Hosentaschen, die rechtseitige mit Leder gefüttert, und im „Besetze" nach altem (diebessicherem) Gebrauche für den kostbaren Chronometer mit einem einzigen Täschchen begnügen mußte. In Summa Summarum also: zweiundzwanzig Säcke, wozu freilich im Winter, wenn der „Mantelkragen" in Gebrauch kam, der besonders in der Innenseite in „säcklicher" Beziehung sinnreich konstruirt war, noch fünf Taschen zuwuchsen, was die Gesammtzahl sodann auf siebenundzwanzig bringt. Und alle diese Taschen und Säcke waren gefüllt und sind es stets. Womit? Mein Gott, mit lauter, wenn schon nicht unentbehrlichen, so doch oft recht nützlichen Dingen.

Mustern wir sie, wie das ausgeräumte Sammelsurium vor uns liegt, das eigentlich in eine allgemeine „wissenschaftliche", eine „medizinisch-chirurgische" und mehrere „profane" Sektionen zerfällt.

Wir zählen: 1. Das gewöhnliche bürgerliche Portemonnaie. 2. Den altmodischen Geldbeutel aus Stahlperlen für Silber- und Kupfermünzen. 3. Eine Brieftasche mit Legitimationsschein, Waffenpaß, persönlicher Photographie, einige Visitenkarten und sonstigen „Identitätsdokumenten". 4. Ein Notizbuch, worin die Tagesvorfallenheiten und gemachten Touren verzeichnet werden. 5. bis 11. Eine Karte der Umgebungen Wiens, eine Wegmarkirungskarte des Touristenklubs, eine Terrainkarte der Tramwayroute, einen Fahrplan der Eisenbahn-Lokalzüge, einen Tarif der Fiaker und Einspänner, ein Verzeichniß der Aufstellungsplätze der Stellwagen, eine Stempelskala, einen Posttarif, einen Tarif für Telegramme, ein Verzeichniß der

Eintrittspreise in die Theater und einen Blattkalender. 12. Ein Sacktuch. 13. Ein komplizirt eingerichtetes Feuerzeug mit Lunte, Reib- und Wachshölzchen. 14. Einen kleinen Stearinstock. 15. Eine Stummelpfeife von unverbrennbarem Bruyireholz sammt Etui. 16. Eine Metalldose für Rauchtabak. 17. Eine Zigarrentasche. 18. Eine Zigarrenspitze (mit doppeltem Ansatz für Kuba und Virginier). 19. Ein Reserverohr (Weichsel) zum Abschrauben, mit Hülse. 20. Ein paar Reserve-Pfeifenspitzen („Kern"). 21. Ein paar abgeschnittene Federkiele. 22. Mehrere Federbärte. 23. Ein Päckchen Tülleflеckeln. 24. Ein Büchelchen Zigarettenpapier. 25. Einen Pfeifenräumer sammt Stopfer. 26. Ein Taschenmesser mit einem Dutzend Nebenbehelfen. 27. Eine Miniaturscheere in Futteral. 28. Eine Nägelfeile. 29. Einen Zahnstocher aus Bein. 30. Ein Ohrlöffelchen. 31. Einen Regenkragen sammt Kapuze aus Wachstaffet („kompreß"). 32. Einen Stockstachel (zum Anschrauben für Bergtouren). 33. Einen winzig kleinen Bohrer (in Kapsel). 34. Einen Pfropfenzieher. 35. Ein Sackperspektive. 36. Eine Baumschraube. 37. Eine Stimmgabel. 38. Einen Zitherring. 39. Eine Haarbürste sammt Kamm. 40. Einen Lederlappen (zum Reinigen der Instrumente). 41. Den erwähnten Chronometer. 42. Augengläser zum gewöhnlichen Gebrauch. 43. Gefärbte Brillen (für sonnige oder Schneestellen). 44. Ein englisches („Patent"-) Westentaschen-Tintenzeug. 45. Einen Krayon. 46. Eine Krayonkammer. 47. Eine Stahlfeder mit Stiel (in Blechhülse). 48. Einen Radirgummi (Wischer). 49. Einen Huthaken. 50. Einen Handschuhknöpfer (um Damen gefällig zu sein). 51. Ein Stückchen Siegellack. 52. Siegelstöckl (für Frachtbriefe bei Postsendungen). 53. Eine Lupe. 54. Ein Schächtelchen mit Oblaten. 55. Ein Zoll- und Metermaaß. 56. Eine Boussole (um sich in Waldgegenden zu orientiren). 57. Barometer. 58. Thermometer. 59. Aërometer. 60. Distanzmesser (Schrittzähler). 61. Einen „Bierzeiger" (Krügelzähler). 62. Eine Muskatnuß (für schlechtes Bier). 63. Einen Schaber (Reibzeug) hierfür. 64. Gestoßenen Zucker (für sauren Wein). 65. Ein Büchsel mit Pfeffer und Salz. 66. Ein Stückchen Schellack (zum Kitten zerbrochener Gegenstände). 67. Ein Säckchen Federweiß. 68. Ein paar Hühneraugenkränze. 69. Ein Päckchen Klosetpapier. 70. Ein Stückchen Hirschunschlitt. 71. Arnika-Tinktur. 72. Scharpie für Wunden. 73. Einen Feuerschwamm zu gleichen Zwecken. 74. Ein Heftpflaster. 75. Ein Blättchen Leimpapier. 76. Ein Stängelchen Diachylon. 77. Ein Fläschchen Hoffmann'scher Tropfen. 78. Dover'sche Pulver. 79. Morphiumpulver. 80. Ein Fläschchen Kirschlorbeerwasser. 81. Magnesia. 82. Bikarbonat. 83. Rhabarbar. 84. Ein Schächtelchen Durst- und Pfeffermünzzelteln. 85. Ein Stück Kreide zum Bezeichnen der Bäume für den Retourweg. 86. Ein Paar Stuhlzäpfelchen. 87. Ein Kahier mit Briefpapier, Couverts und Korrespondenzkarten. 88. Eine Kommodekappe aus Seidenstoff. 89. Ein Paar Reservesocken. 90. Nähzeug mit Hemdknöpfen. 91. Taschenlaterne von winzigster Dimension. 92. Einen Thürreiber. 93. Einen Schraubenzieher. 94. Ein Signalpfeifchen. 95. Ein paar Bindfadenschnüre, Bänder und Gummischleifen. 96. Einen Todtschläger. Mithin nicht einmal ein volles Hundert! Trotzdem hätte der Mann, also ausgerüstet, für alle denkbaren Bedürfnisse und Nothfälle, nicht nur jeden Augenblick eine „Partie" in die unwirthbarsten Reviere des Bisamberger Gebietes unternehmen können, er wäre armirt und mit Schutzmittel versehen, um einer Expedition zur Auffuchung Franklin's sich anzuschließen.

Nicht einmal hundert Gegenstände! Und wir lachten! Allerdings kamen, wenn er dem Fischsport etwa sich widmete, noch eine erkleckliche Zahl von Utensilien in sein Vorrathsprogramm, aber von solchen in das „Extraordinarium" gehörigen Neigungen spreche ich ja nicht, ich erzähle nur von seinen alltäglichen Gebräuchen und seiner immerwährenden Ausrüstung, muß es jedoch wiederholen, daß die Komik seiner Erscheinung dennoch nicht in dem Bunterlei, mit dem er sich vorzusehen und das er ununterbrochen mit sich zu schleppen gewohnt war, lag, sondern vielmehr in seiner Vertheilungs- und Rangirungsmethode. Darin war er die Spezialität, das unerreichbare Original, das Unikum unter den Ordnungsf—anatikern.

Es hatte nämlich jedes einzelne Stück seinen bestimmten und unverrückbaren Platz. Wie ich nachgewiesen, ließ er an seinen Kleidungsstücken an allen möglichen Plätzen — die Grundfama spricht von drei wahnsinnig gewordenen Schneidern, deren Schicksal er auf dem Gewissen hatte — Taschen und Säcke applizieren, die in Sommerszeiten die Zahl zweiundzwanzig, in der Wintersaison siebenundzwanzig erreichten. Darin verschwand das ganze Gemengsel. „Finden Sie denn immer rasch, was Sie benöthigen?" fragte ironisch ein naseweiser Ignorant. „Das wäre traurig, wenn man Ordnung hält!" war die ernste Antwort. — Nun waren wir selbst begierig, hinter das Geheimniß dieses unbestreitbaren Kunststückes zu kommen, und wir baten unisono, uns einzuweihen. „Zum Beispiel", rief der Muthigste, „Sie benöthigen den Kompaß. Wo steckt er?" „Nichts leichter als das", erklärte uns der Wundermann, und nun kam die wahrhafteste Ueberraschung. Er zog aus einem von uns noch nicht bemerkten und also auch noch nicht gezählten Seitentäschchen seiner Weste ein Notizbüchlein allerkleinsten Formates, welches den alphabetisch geordneten Generalindex seiner Habseligkeiten mit den Registratursnummern der Säcke enthielt. Sprachloses Staunen! Aber es wuchs zur Bewunderung, als wir den gesammten Apparat vor uns sozusagen: „spielen" sahen. „Kompaß wollen Sie?" explizirte er, „gleich sollen Sie bedient sein. Also K. Kompaß, siehe: Boussole, also B. „Boussole". Ist schon gefunden. Hier sehen Sie selbst: A. a. b. 3." „Und was bedeutet diese Chiffrirung?" riefen wir, auf's äußerste gespannt. „Was diese Buchstaben und Ziffern bedeuten? Die genaue Signatur, wo das Gewünschte zu finden. A. ist die Joppe überhaupt A. a. Joppe, rechte Seite. A. a. b. Joppe, rechte Seite von innen. A. a. b. 3. Joppe, rechte Seite, von innen, der dritte Sack. Ein Griff, und das Gesuchte ist da. Ist das alles gar so merkwürdig?"

Die übrigen wälzten sich vor Lachen im Grase und schlugen wie übermüthige Jungens mit den Füßen in die Luft. Ich stand auf, reichte dem von der Menge Unverstandenen die Hand und sagte: „Ich beuge mich vor der Wahrheit Ihrer Prinzipien und sehe ein, daß man auch groß im kleinen sein kann. Die Hauptsache ist überhaupt, „groß" zu sein!" „So ist es!" ergänzte er zustimmend und packte seinen Kram (nach dem Schema seines „Generalindex") stolz und befriedigt in die diversen Säcke. Ein Glücklicher! . . . .

Vom rothen, blauen und weißen Kreuz. Was die Pfleger und Pflegerinnen mit dem rothen Kreuz, die Johanniter, die Felddiakonen u. s. w. in den letzten Feldzügen geleistet haben, ist noch in lebhafter Erinnerung. Neuerdings hat sich zum rothen Kreuz noch ein blaues und ein weißes Kreuz gesellt. Das blaue Kreuz auf weißem Grunde ist das Abzeichen des „Schweizerischen Mäßigkeits-Vereins". Die Mitglieder desselben enthalten sich des Bieres, Weines und Branntweins, überhaupt aller berauschenden Getränke, nicht etwa, um sich eine besondere Heiligkeit zu erwerben, sondern um thatsächlich zu zeigen, daß man ohne jene Getränke gesund zu leben vermöge. Die „Gesellschaft vom weißen Kreuz", am 25. April 1882 unter dem Präsidium des Fürsten Adolf Josef von Schwarzenberg gegründet, will den im Kriege verwundeten oder erkrankten Soldaten in allen Kurorten Oesterreichs und Ungarns unentgeltliche Pflege verschaffen, zu diesem Zwecke womöglich auch eigene Kurhäuser in den wichtigsten Badeorten gründen, also ähnliche Anstalten wie die Wilhelm-Stiftung in Wiesbaden und das preußische Kurhaus für Soldaten in Teplitz. Dieselbe Wohlthat soll auch den unbemittelten Wittwen und Waisen von Angehörigen der Armee zu Theil werden. Die Thätigkeit des weißen Kreuzes würde demnach diejenige des rothen Kreuzes im Frieden fortsetzen und ergänzen.

Briefkasten.

L. M. Der Ausspruch ist ein Goethe'scher, ist unter den Epigrammen zu finden und heißt im Zusammenhange:

„Wer Großes will, muß sich zusammenraffen —,
In der Beschränkung zeigt sich erst der Meister,
Und das Gesetz nur kann uns Freiheit geben."

Verantwortlicher Redakteur: C. Fontane in Posen. Druck und Verlag von W. Decker & Co. (Emil Röstel) in Posen.